



CARL SCHMITT

# *Briefwechsel*

1918–1935

LUDWIG  
FEUCHTWANGER

Herausgegeben von  
Rolf Rieß

Mit einem Vorwort  
von Edgar J.  
Feuchtwanger

Duncker & Humblot

**CARL SCHMITT – LUDWIG FEUCHTWANGER**

**Briefwechsel 1918 – 1935**



CARL SCHMITT  
LUDWIG FEUCHTWANGER

# Briefwechsel

1918 – 1935

Herausgegeben von  
Rolf Rieß

Mit einem Vorwort  
von Edgar J. Feuchtwanger



Duncker & Humblot · Berlin

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

**Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.**

**Alle Rechte vorbehalten  
© 2007 Duncker & Humblot GmbH, Berlin  
Fremddatenübernahme und Druck:  
Berliner Buchdruckerei Union GmbH, Berlin  
Printed in Germany**

**ISBN 978-3-428-12448-0**

**Gedruckt auf alterungsbeständigem (säurefreiem) Papier  
entsprechend ISO 9706**

**Internet: <http://www.duncker-humblot.de>**

## **Inhalt**

<b>Vorwort von Edgar J. Feuchtwanger</b> .....	<b>7</b>
<b>Zur Edition</b> .....	<b>13</b>
<b>Briefwechsel 1918 – 1935</b> .....	<b>15</b>
<b>Nachwort von Rolf Rieß</b> .....	<b>399</b>
<b>Literaturverzeichnis</b> .....	<b>403</b>
<b>Namenverzeichnis</b> .....	<b>440</b>



## Vorwort

Von *Edgar J. Feuchtwanger*

Die Beziehungen zwischen einem Autor und seinem Verleger sind zumeist zwiespältig. Es besteht ein beiderseitiges Interesse, die Veröffentlichungen einer so breit als möglichen Leserschaft zugänglich zu machen, aber es kommt auch manchmal zu Reibungen über Ausstattung, Tantiemen und ähnliche Angelegenheiten. Mein Vater Ludwig Feuchtwanger war als Leiter des Verlags Duncker & Humblot der Verleger Carl Schmitts von 1918 bis 1933. Wie aus dieser Korrespondenz zwischen ihnen hervorgeht, waren die Missverständnisse, die es ab und zu gab, nebensächlich und bald vergessen. Der Gedankenaustausch über die großen Probleme dieser ereignisreichen Zeit war jedoch überaus rege und fußte auf gegenseitigem geistigen Verständnis. Er gibt daher diesem Briefwechsel sein besonderes Interesse.

Ludwig Feuchtwanger wurde akademischer Leiter des Verlags Duncker & Humblot kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, im Alter von 28 Jahren. Er war ein Schüler Gustav Schmollers, des Doyens der Kathedersozialisten, und der Verlag war eng mit dem Verein für Sozialpolitik verbunden. Gegen Ende des Krieges brachte Feuchtwanger den damals dreißigjährigen Carl Schmitt als Autor in den Verlag. Während der Weimarer Zeit erschienen seine Veröffentlichungen fast ausschließlich bei Duncker & Humblot. Sie begründeten Schmitts Ruf als des vielleicht intellektuell anspruchsvollsten Verkünders des Endes des liberalen Zeitalters. Feuchtwanger verstand nur zu gut, welche Bewandnis es in den unruhigen Zeiten nach dem Krieg mit dem bürgerlichen Liberalismus der Vergangenheit hatte, war auch von den Umwandlungen des Zeitgeists fasziniert, aber wohl war es ihm dabei sicher nicht. Am 22. November 1923 schrieb er von München an Schmitt. Wenige Tage vorher brachte die Einführung der Rentenmark das Ende der großen Inflation, aber am Tage danach wurde der Regierung Stresemann im Reichstag das Vertrauen entzogen. Kaum vierzehn Tage waren vergangen, seit in München Hitlers Putschversuch misslungen war. Es war also ein Höhepunkt der Nachkriegswirren:

Hier erhält man noch Tag für Tag Anschauungsunterricht über „Allgemeine Staatslehre“. Die alten Meister Machiavelli und Bodin, Hobbes und Burke – die man doch fast 50 Jahre lang, als so turbulente Zustände nur in der Historie zu lesen waren, allmählich recht transparent und blass gesehen hat – werden fatal lebendig: es ist anzunehmen, dass wieder eine grosse Literaturepoche der Staats- und Gesellschaftslehre kommt, die wohl zum Hintergrund jenen Anschauungsunterricht braucht. Hoffentlich kurieren uns die heutigen „Meis-



ter der Politik“ nicht zu Tode [S. 43; bezieht sich auf *Meister der Politik*, 2 Bde., hrsg. von Erich Marcks und K. A. von Müller, Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt, 1922].

Über vier Jahre später schrieb Schmitt an Feuchtwanger über den Niedergang des Liberalismus in seiner charakteristischen Weise:

Ich sehe hier in Berlin, daß es eine „Wissenschaftlichkeit“ in geistesgeschichtlichen Fragen nicht gibt. Das war nur ein glücklicher Moment im Rahmen des bürgerlichen Liberalismus, die schöne Stunde, als der politische Kampf ein Gleichgewicht hielt zwischen Aristokratie, Bildung und Besitz und proletarischer Masse. [4. Juli 1928, S. 272]

Trotz allem konnte sich Feuchtwanger nicht von Wissenschaftlichkeit und Objektivität trennen, aber auch er teilte zu einem gewissen Grade das Unbehagen vieler deutscher Intellektueller vor dem Einbruch der Massen in die Politik:

Glaube und Weltanschauung der grossen Masse ist ein brodelndes Durcheinander von immerfort wechselnden Wünschen und geistigen Kurzschlüssen. [12. April 1930, S. 319]

Über den wachsenden Rechtsradikalismus waren sich Schmitt und Feuchtwanger kaum einig. Aus den wichtigen Briefen vom Februar und März 1931 [S. 329 ff.] ist zu ersehen, dass Feuchtwanger versucht, die Publizistik der Rechtsradikalen zu verstehen, aber dass er sie abstoßend und von niedrigem intellektuellen Niveau fand. Inbegriffen in seine Verurteilung ist Ernst Jünger, ein lebenslanger Freund Schmitts. „Das Zuschlagen steht den Herren doch besser als das Denken und Schreiben“, so schreibt er an Schmitt. Dieser jedoch verteidigt Jünger:

Er ist ein Soldat; das ist eine vielleicht nicht hohe, aber doch eine sehr solide Kategorie, über die sogar Christus gestaunt hat und die Worte sprach: tantam fidem non inveni in Israel. Wenn heute ein Soldat aus Langeweile literarisch wird, so ist das immer noch interessanter, als der Krampf des Nichts-als-Literaten. [20. März 1931, S. 334]

Aber Feuchtwanger antwortet am 7. August:

... nur ist das gute Schreiben und richtige Denken eben heute in Deutschland als „international“ suspekt. Ich möchte wissen, von wem Jünger gelesen wird. [S. 348]

In einigen Briefen aus dieser Zeit bringt mein Vater seinen Unmut zum Ausdruck über die Art und Weise, in der rechtsradikale Publizisten, die Anhänger der so genannten Konservativen Revolution, das Werk Schmitts vulgarisieren. So schreibt er über Edgar Jung am 2. Februar 1931 [S. 329]: „Die breite Bettelsuppe, die Jung in seiner „Herrschaft der Minderwertigen“ über Ihre Bücher ergossen hat, ist unerträglich“. Vielleicht unterlag mein Vater hier einer Selbsttäuschung, wenn er glaubte, dass Schmitt genauso über die Rechtsradikalen dachte wie er. Jedenfalls wollten sie beide trotz ihrer Meinungsverschiedenheiten auf freundschaftlichem Fuß bleiben, da sie sich immer noch intellektuell gegenseitig schätzten.

Zu diesem Zeitpunkt wird Schmitt noch nicht der Meinung gewesen sein, dass die Nazis schließlich den Kampf gewinnen würden. Im März 1931 beklagt er sich darüber, dass er in Wien von der einen Seite als Faschist und Nationalsozialist angegriffen wird, von der anderen als ein „geldgieriger Judenstämmling“ [S. 335]. Als

die Regierung Brüning dann die Beamtgehälter kürzt, ist Schmitt verärgert, weil er als „Leibjurist Brünings“ von dieser Seite angeprangert wird [S. 365, 10. November 1931]. Feuchtwanger kann nicht die liberalen Werte der Wissenschaftlichkeit, Rationalität und Objektivität aufgeben, aber er resigniert zusehends. Im Juni 1931, als sich die Regierung Brüning in schwerster Krise befand, schreibt er:

Meine Verachtung der Gegenwart, nach der Sie fragen, hat in der dialektischen Entwicklung eben einen Grad erreicht, wo sie soeben bei vollständiger Gleichgültigkeit angelangt ist. Was soll man auch zu dem Unsinn sagen. Zurzeit sehe ich mit gelassenem Interesse dem Experiment zu, ob Vernunft und Anständigkeit (nur die sind mir vorläufig sichtbar) regierungsfähig sind. [6. Juni 1931, S. 341]

Und ein Jahr später, am 6. Mai 1932:

Aber ich fürchte, daß man eines Tages die klaren, ja sauberen Denksitten des „Liberalismus“, der erst einmal zum Prügelknaben bei jedem Unlustgefühl geworden ist, wieder (...) herbeiwünscht. [S. 375]

Mein Vater und Carl Schmitt trafen sich zum letzten Mal persönlich in der Wohnung meiner Eltern in München um den 30. Juni 1932. Es war das einzige Mal, dass ich, damals sieben Jahre alt, Schmitt zu sehen bekam. Ich erinnere mich an eine Abendgesellschaft von Gästen im Studier- und Bibliothekszimmer meines Vaters. Wenn man aus dem Fenster blickte, konnte man die Fenster einer ähnlichen Wohnung sehen, der Privatwohnung Hitlers. Mir wurde gesagt, dass ein berühmter Professor zu Gast sei und dass ich allen Gästen die Hand schütteln und dann das Zimmer wieder schnell verlassen sollte. Soweit ich mich erinnere, stand Schmitt im Bogen des Klaviers, das sich im Zimmer befand, mit seinen Ellbogen auf dem Deckel des Flügels und gegenüber den übrigen Gästen. Dieser Flügel steht noch jetzt in meinem Haus in der grünen Landschaft Südenglands.

Aus den Briefen des Jahres 1932 lässt sich schließen, dass Schmitt und mein Vater sich immer noch gerne schriftlich oder mündlich unterhielten, und wahrscheinlich war das nicht nur aus Höflichkeit. Möglicherweise hat die Tatsache, dass sie über manch Prinzipielles nicht einer Meinung waren, ihren Gedankenaustausch eher interessanter gestaltet. Von den schlimmsten Auswirkungen der Wirtschaftskrise, die damals über Deutschland hereinbrach, waren sie beide etwas geschützt. Glücklicherweise konnten sie nicht die fatalen Konsequenzen vorausahnen, die sich aus den Ideen und Ideologien ergeben würden, über die sie so anregend sprachen und korrespondierten. Beide wurden im weiteren Verlauf der Ereignisse von diesen Konsequenzen schwer getroffen. Zwar überlebten sie beide den Krieg, mein Vater nur kurz, aber die Entwicklung der Laufbahn, die sie erwarten konnten, war auf immer unterbrochen und konnte nie wiedergutmacht werden.

Wie sich aus seinen Werken und den beiläufigen Bemerkungen in diesen Briefen ersehen lässt, konnte der Übergang zum Dritten Reich Carl Schmitt keine zu großen Schwierigkeiten bereiten. Es besteht kein Zweifel, dass Opportunismus und der Wunsch, weiterhin eine bedeutende Rolle zu spielen, seine Motive waren. Er war kein Ideologe des Nationalsozialismus, aber diese Ideologie war ihm nicht fremd.